

der Reservate bei. Die bisherigen Ergebnisse dieser Studiengruppen sind von Bedeutung und wurden in den Publikationen des *Institut des Parcs Nationaux du Congo Belge* veröffentlicht.

Die dritte Arbeit des Instituts gleicht einzelne seiner Gebietsteile den Nationalparks im engeren Sinne insofern an, als dort unter bestimmter Voraussetzungen Besucher zugelassen werden. Dadurch ist der Touristenverkehr nicht nur erlaubt, sondern geradezu gefördert worden. Autostraßen wurden angelegt, Karawanenpfade gezogen, Unterkunft und Obdach für Reisende bereitgestellt, Lager zum Uebernachten für die Besucher der Parks errichtet.

Heute zählt der belgische Kongo vier Nationalparks.

Der älteste, bedeutendste und in geographischer Hinsicht ergiebigste ist ohne Zweifel der *Parc National Albert*, der im äußersten Osten des Kongo, an Uganda angrenzend, in der Mulde der großen Seen liegt. 300 Kilometer lang, erstreckt er sich vom Kivusee bis nahe an den Albertsee heran und umschließt das ganze vulkanische Massiv der Virunga, die belgischen Gewässer des Eduardsees, die Ebenen des hohen und des mittleren Semliki und das Ruwenzorimassiv. Seine Fläche beträgt insgesamt 809 000 Hektar.

In Ruanda-Urundi umfaßt das geschützte Gebiet des *Kagera-Nationalparks*, der sich an der Grenze von Tanganjika entlangzieht, 250 000 Hektar außergewöhnlich wildreicher Savannen.

Im äußersten Nordosten des belgischen Kongo liegt an der Grenze des Angloägyptischen Sudan der 492 000 Hektar umfassende *Parc National de la Garamba*, der das Schutzgebiet einer für das Land typischen Fauna bildet. Dort hausen Rhinoceros und Giraffe, und die afrikanische Savannenlandschaft entfaltet sich in ihrer ganzen Einzigartigkeit.

Im südlichen Kongo endlich wurde im Seenbezirk von Lualaba im Jahre 1939 mit einer Oberfläche von 1 173 000 Hektar der *Upemba-Nationalpark* geschaffen, der die für den Katanga charakteristische Tier- und Pflanzenwelt beherbergt.

Das Gesamtareal dieser Schutzstätten bedeckt eine Fläche, die der des ganzen belgischen Mutterlandes gleichkommt.

Innerhalb dieser großartigen Landgebiete, die auch so ausgewählt wurden, daß die abgetrennten Bezirke in keiner Weise zum Hindernis für das Wirtschaftsleben der Kolonie werden können, hat das Institut für die völlige Ausschaltung jedes Eingriffs von Menschenhand Sorge getragen. Obwohl es den Touristenverkehr gebührend in Rechnung zieht, hat es ein biologisch geschlossenes Gebiet zu schaffen verstanden, in dem die Natur sich der Forschung unter sonst nicht zu verwirklichenden Voraussetzungen darbietet. Dadurch ist es Belgien ermöglicht worden, die menschliche Kenntnis der Natur um einen nicht gering zu veranschlagenden Beitrag zu bereichern.

Deutsch von Magda H. Larsen

Kongo-Tiere

Von HEINI HEDIGER

Zu den bezeichnendsten Unterschieden, die sich ergeben, wenn der Zoologe die Tierwelt des tropischen Urwaldes mit derjenigen der Steppe vergleicht, gehört unter andern der, daß die Waldtiere in der Regel viel später entdeckt worden sind als ihre Verwandten der offenen Landschaft. Kein Wunder, ist doch der äquatoriale Regenwald für den weißen Menschen zu allen Zeiten das am schwersten zu erobernde Milieu gewesen, schwerer und hindernisreicher noch als Wüsten und Ozeane; denn bis auf den heutigen Tag gibt es trotz allem noch kein Fahrzeug zum Durchtunneln der domhohen Vegetationsberge. Buschmesser, Axt und Säge sind immer noch die elementaren Werkzeuge, die jedem Wagenverkehr im Wald mühsam bahndend vorangehen müssen. Der gigantische Filz von Baumriesen und Unterholz, von Stachelranken und Lianen, Kaskaden von Luftwurzeln und tausendfache Blätterdecken bildeten den wirksamsten Schutz der auf dämmerigen Wechsellern und in versteckten Lagern geheimnisreich lebenden Tiere.

Das Reich dieser heimlichen Waldtiere, die bei aller Verschiedenartigkeit weitgehende Gemeinsamkeiten im Körperbau und in der Lebensweise zeigen, dehnt sich nicht minder weit als die sieben Weltmeere: zwischen den Wendekreisen erstreckt sich die Hyläa, ein Waldgürtel von gewaltigem Ausmaß, rings um die Erdkugel, vom Amazonas über Zentralafrika nach Indien und die indopazifische Inselwelt mit Neuguinea und Nordaustralien. Eine der bedeutendsten Entfaltungen erreichte dieses Pflanzenmeer des tropischen Regenwaldes in Westafrika, wo denn auch die letzten wahrhaft überraschenden Entdeckungen von Großtieren stattfanden: Zwergflußpferd und Okapi, beide erst vor wenigen Jahrzehnten erstmals lebend nach Europa gebracht, während ihre Verwandten, Nilpferd und Giraffe, schon im Altertum zur Schau gestellt worden sind. Bis 1936 vermochte sich der sagenhafte Kongo-Pfau in den Tiefen des Ituriwaldes der Entdeckung zu entziehen, und gar erst im Jahre 1949 gelang es dem Schweizer Charles Cordier, einem Künstler des Tierfangs, als erstem,

lebende Kongo-Pfauen für einen Zoo (Bronx, New York) zu beschaffen. Das Beispiel zeigt, daß das Gebiet des Kongo, welches ja auch das klassische Land der Elefanten und der großen Berggorillas darstellt, bis in die jüngste Zeit hinein ein zoologisches Wunderland geblieben ist — und es in mancher Hinsicht weiterhin bleibt.

Dieser Optimismus stützt sich vor allem auf die Mustergültigkeit der Organisation der Nationalparks im belgischen Kongo, die zweifellos als die beste auf dem ganzen afrikanischen Kontinent bezeichnet werden darf. Aus diesen großzügigen Naturreserven, die umsichtig über die Wald- und Steppengebiete verteilt sind, stammen ja auch die herrlichen Bilddokumente, zu denen die folgenden Zeilen gewissermaßen eine ergänzende Beschriftung darstellen sollen.

Der Umschlag stellt den biblischen Behemoth dar, das Nilpferd, Hippopotamus, das mit Recht den lateinischen Beinamen *amphibius* trägt, weil dieser den Schweinen verwandte, fast elefantenschwere Kolob in der Tat eine amphibische Lebensweise führt. Zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang liegen die Nilperde, gewöhnlich in Rudeln von zehn bis dreißig Individuen, dösend im Wasser oder unmittelbar am Ufer, in der Nähe ihrer hohlwegartigen Ausstiege, von denen büschelförmig die von ihnen selbst gebauten, 60 cm breiten Wege auf ihre streng behüteten Weideplätze ausstrahlen. Die gewaltigen Eckzähne, aus deren hartem Elfenbein früher künstliche Gebisse und Klaviertasten hergestellt wurden, dienen nämlich nicht der Nahrungsaufnahme, sondern in erster Linie der Verteidigung ihres Wohnraumes gegenüber den eigenen Artgenossen.

Bald nach Sonnenuntergang wird es da lebendig, ein weitdringendes gurgelndes Gebrumm zeigt den Beginn der nächtlichen Aktivität dieser Riesentiere an. Dann schleppen sie sich gemächlich auf ihren bequemen Parkwegen entlang und nehmen mit scheinbar unbeholfenen Bewegungen ihrer riesigen Klappmäuler überraschend bescheidene Mengen kümmer-

licher Gräser auf, von keinem Tier der Wildnis belästigt. Nur die kleinen Flußferdkälber, die bei der unter Wasser erfolgenden Geburt rund 40 kg wiegen, müssen vor Ueberfällen durch Löwen geschützt werden.

Vor der Morgendämmerung kehren die ein, zwei bis drei Tonnen schweren Vegetarier auf ihren ausgetretenen, altvertrauten Pfaden wieder in ihr Wasserheim zurück, in dem sie sich nicht gerne stören lassen. Vorwitzigen Kanus geben die für ihre Rudel verantwortlichen Bullen durch das Bloßlegen ihrer während des ganzen Lebens weiterwachsenden Eckzähne zu verstehen, daß das durchaus ernst gemeint ist, wenn auch viele naive Reisende verhängnisvollerweise in dieser wahrhaft deutlichen Gebärde nur ein Gähnen als Ausdruck einer maßlosen Faulheit dieser speckigen Wesen zu sehen glauben. Obwohl das Flußpferd zu den größten und wehrhaftesten Tieren der Erde gehört, ist es mancherorts schon völlig ausgerottet worden, so im ganzen Unterlauf des Nils, wo es einst bis zum Delta hinunter sehr zahlreich gewesen und von den alten Römern in lotosgesäumten Teichen dargestellt worden ist. Auch die südafrikanische Rasse des Hippopotamus ist heute gänzlich ausgestorben. Lediglich in Zentralafrika kommt das Flußpferd stellenweise noch recht zahlreich vor, besonders häufig im Parc National Albert in den Flüssen südlich des Eduardsees, wo es sich seit der Reservatlegung um mindestens fünfzig Prozent vermehrt hat.

Die Giraffen, vorsichtig wandelnde Beobachtungstürme, von deren horizontweitem Sichern gegen Raubtiere oft viele andere Huftiere profitieren, stellen sich im Kongo in totalen Widerspruch zu all dem, was man in der Schule von diesen dekorativen Riesenperiskopen gehört und gelesen hat: weit und breit keine Schirmakazie, kein «Giraffenbaum», an dem der lange Hals der höchsten Tiere der Erde hätte emporwachsen können, wie es die Allwissenheit der Naturkundebücher braucht. Im Gegenteil, die Kongo-Giraffen müssen sich — zuweilen in unbequemer Gräschstellung — bemühen, an meterhohen Büschen, ja von niederen Kräutern und Gräsern ihren Hunger zu stillen.

Der Parc National de la Garamba, in der Nordostecke des belgischen Kongo an den Sudan stoßend, ist wesentlich deswegen geschaffen worden, um dem so selten gewordenen Weißen Nashorn (*Ceratotherium simum cottoni*) eine letzte Heimstätte zu bieten, wo es vor geldgierigen Wilderern verschont bleibt. Auch in unserem aufgeklärten Zeitalter werden Nasenhörner von orientalischen Händlern immer noch mit Gold aufgewogen. Im übrigen ist dieses doppelhörnige Weiße Nashorn genau so schwarz oder besser genau so grau wie das noch häufigere, weiter verbreitete Schwarze Nashorn.

Eine Einzelheit erhöht noch den wissenschaftlichen Wert der farbigen Großaufnahme von Emil Schulthess, nämlich der schneeweiße Kuhreier, der vor der Bauchmitte des mächtigen Tieres durchs Gras schimmert. Aus unerfindlichen Gründen hat sich nämlich bis in die jüngste Zeit hinein in der Fachliteratur die Behauptung gehalten, daß in der Provinz Uele, aus der diese Aufnahme stammt, «le Héron garde-bœuf (*Bubulcus ibis*) n'a pas été observé auprès du Rhinocéros blanc».

Der belgische Kongo ist — wie erwähnt — das klassische Land des afrikanischen Elefanten, des größten erdbewohnenden Tieres der gegenwärtigen Schöpfung. Nicht nur besitzt diese Kolonie, die rund sechzigmal so groß ist wie die Schweiz, den größten Elefantenbestand Afrikas, sondern auch die einzige staatliche Fang- und Zähmungsstation, die berühmte «SDE», *Station de Domestication des Éléphants*, in Aru, welche bereits auf eine denkwürdige Geschichte von einem halben Jahrhundert zurückblicken kann.

Die Gründung dieser Elefantenschule, die auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat, geht auf die Initiative König Leopolds II. zurück. Als dieser noch Herzog von Brabant war, wurde er anlässlich einer Reise auf Ceylon Zeuge der ausgezeichneten Dienste, welche indische Elefanten in

der Land- und Forstwirtschaft, beim Straßenbau und sogar im Militär leisteten. Unter dem Eindruck ihrer vielseitigen Verwendbarkeit und angesichts des schwer empfundenen Mangels an einem seucheresistenten Trag- und Zugtier im Kongo, faßte er den Entschluß, jenem Teil Zentralafrikas, der später zu der überaus wichtigen Kolonie Belgiens werden sollte, zu Arbeitselefanten zu verhelfen, nachdem sich Pferd, Esel, Ochse, Dromedar und Zebra nicht bewährt hatten.

Auf seinen Befehl hin wurden 1879 einige indische Elefanten nach dem Kongo gebracht; aber das gutgemeinte Experiment endete mit einem niederschmetternden Fiasko. 1899 versuchte es Commandant Laplume im Auftrag des Königs mit afrikanischen Elefanten und legte den Grund zu der inzwischen mehrmals verlagerten Elefantenstation. Eine wirtschaftliche Bedeutung kommt ihr heute nicht mehr zu, weil diese urweltlichen Tierriesen gegen die Konkurrenz der Motoren keine Aussichten mehr haben. Ein Traktor oder ein Geländewagen ist eben doch noch sehr viel einfacher zu handhaben als ein afrikanischer Elefant. Für die Wissenschaft aber bleibt die «SDE» eine unerschöpfliche Fundgrube.

Wirtschaftlich bedeutsamer als die gezähmten Elefanten ist für die Kolonie der Bestand an freilebenden, wilden, werden doch jährlich allein im belgischen Kongo zehntausend Stück erlegt, wobei offiziell zugegeben wird, daß es auch zwanzigtausend sein können. Für die Herstellung von Billardkugeln konnte leider bis heute kein gleichwertiger Ersatzstoff gefunden werden, daher bildet der tonnenweise Export von Elfenbein einen nicht zu verachtenden Posten im Budget der Kolonie. So wurden zum Beispiel im Jahre 1946 273 Tonnen Stoßzähne im Werte von über 50 Millionen belgischen Franken (gleich 5 Millionen Schweizer Franken) exportiert.

Begreiflicherweise sind schwere Zähne von 75 bis 100 kg Gewicht, wie sie früher auf den Markt kamen, heute so gut wie ganz verschwunden, weil die Elefanten wegen der intensiven Bejagung einfach nicht mehr so alt werden können. Das mittlere Zahngewicht beträgt heute nur etwa 30 kg. Um ein bestimmtes Quantum zu beschaffen, muß also der Elfenbeinjäger um so mehr Tiere töten oder durch Eingeborene umlegen lassen. Nur ganz junge Elefanten mit Zähnen bis zu 5 kg Gewicht stehen unter gesetzlichem Schutz — ähnlich wie bei uns die ganz jungen Murmeliere.

Elefanten werden aber nicht nur wegen ihres Elfenbeins geschossen, sondern — auch heute noch — wegen ihres Fleisches. Wenn es sich darum handelt, die schwarze Belegschaft einer abgelegenen Mine, eines Straßenbau-camps oder einer neuen Plantage mit Fleisch zu versorgen, müssen sehr oft Elefanten herhalten, die meist von eingeborenen Jägern auf wenig weidmännische Art abgeknallt werden. Natürlich ist in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Gegend leereschossen, dann wird zur Fleischversorgung Vieh herangeschafft. Dieses beansprucht Weideland, das durch Rodung des Primärwaldes gewonnen wird, und dieser Waldverlust ist endgültig, weil der primäre Urwald niemals nachwächst. Der kurzsichtige Raubbau ist seit Jahrhunderten überall im Gang, wo es tropischen Urwald gibt. Jeder Mensch, der Einsicht in diesen weltweiten Tatbestand und seine Folgen bekommt, ist alarmiert und erschüttert und versucht, da er die Axt nicht aufhalten kann, wenigstens durch Aufklärung zu helfen. Aus dieser Gesinnung entstand zum Beispiel Fairfield Osborns Warnruf «Our Plundered Planet», der bereits in zwölf Sprachen erschienen ist.

Im hohen Gras ist es oft gar nicht leicht auszumachen, ob man eine Herde Elefanten oder Büffel vor sich hat, wenn man nur die dunklen Wölbungen der mächtigen Rücken wie Kähne durchs wogende Grasmere schwanken sieht. Viele Afrikareisende sind sich darin einig, daß der Büffel das gefährlichste Tier des Kontinentes ist. Das trifft sicher zu, sofern es sich um Jäger handelt; denn der angeschossene Büffel ist ein unheimlicher Gegner. Da und dort trifft man Grabstätten von Büffeljägern, und die Statistiken in den Kolonialspitälern bestätigen die große Zahl von schweren Unfällen, die durch dieses mächtige Wildrind verursacht worden sind. Andererseits erlebt der waffenlose Beobachter gerade bei diesem als ge-

fährlich bekannten Wild überwältigender vielleicht als bei irgendeinem anderen Geschöpf das Wunder der Flucht, die erschreckende Feindbedeutung des Menschen. Mit einer einzigen Armbewegung kann der kleine Homo eine zweihundertköpfige Herde, eine hundert Tonnen schwere bewehrte Masse augenblicklich zur Flucht veranlassen, daß sich eine Wolke von Staub aus der glühenden Steppe erhebt. — So tief sitzt der Schrecken vor dem Erzfeind Mensch in der Kreatur.

Seltsam genug, ausgerechnet die gefürchtetsten Individuen der Büffel, die alten, aus dem Herdenverband ausgestoßenen Einzelgänger, werden im Schutz der Reservate am vertrautesten. Diese schwarzen Kolosse mit den auf der Stirn zu einer undurchdringlichen Panzerplatte verschmolzenen Hörnern lassen den einmal als harmlos erkannten Menschen auf zehn Meter an sich herankommen, ohne sich bedroht zu fühlen oder selber zu drohen.

Kein anderes Gebiet der Welt hat einen so großen Reichtum an herrlichen Antilopen aufzuweisen wie Zentralafrika; alle Lebensräume, vom düsteren Wald bis zur flimmernden Steppe, sind erfüllt von den graziösen Huftieren. Da gibt es den kaninchenkleinen Dücker und die Elenantilope vom Gewicht eines schweren Zuchtstieres, und dazwischen alle Uebergänge in Größe und Gestalt und mit einer stets aufs neue fesselnden Vielfältigkeit der Gehörnausbildung. Allzulange wurden diese Kunstformen von Stirnaufsätzen eben nur um ihrer Form willen als Trophäen gesammelt und beschrieben; erst neuerdings beginnen Biologen nach ihrer Funktion zu fragen, und schon erleben sie die ersten Ueberraschungen. Neben ausgesprochenen Schlag-, Stich- und Reißwaffen gibt es Gebilde von geringer mechanischer Wirksamkeit, eigentliche Zeremonialorgane, die zur bestimmten Zeit im Brunfritus der Männchen nach genau festgelegten Spielregeln eingesetzt werden. Aber die geheimen Tanzeremonien etwa der Impallah-Antilopen sind noch viel schwerer zu erforschen als die mysteriösen Bräuche der Eingeborenen; denn beim Tier helfen weder Bakschisch noch Glasperlen oder bunte Stoffe und Armbanduhren. Daher stehen wir bei der Erforschung der Antilopenzeremonien erst am Anfang, sicher aber am Anfang großer Ueberraschungen.

Zu den ergreifendsten Erscheinungen unter den Kongo-Antilopen gehört die oft zu Hunderten auftretende reizende Gras- oder Kobantilope, welche die Außenposten ihrer lockeren Rudel sehr oft durch aufmerksame Böcke besetzt, die sich sehr für die Ortsveränderungen der Löwen in ihrer Umgebung interessieren und diesen Raubtieren nötigenfalls nachpirschen, bis sie sich über deren Absichten hinreichend Klarheit verschafft haben.

Der Topi, von der Größe eines starken Hirsches, besitzt als Artmerkmal die sonderbare und schwer zu beschreibende Eigenschaft, bildmäßig zu

«posieren». Er pflegt sich mit andern Worten so aufzustellen und dazu einen solchen landschaftlichen Rahmen zu wählen, wie das eben nur Topis tun. Es ist biologisch völlig unsinnig, aber doch kurz und treffend, zu sagen, daß sich der Topi — einzeln oder in kleinen Gruppen — so präsentiert, wie wenn er die vorteilhafteste und malerischste Wirkung für die Kamera suchen würde. Daneben hat er noch die Eigenschaft, auf der Flucht den Schwanz — im Gegensatz zu anderen Antilopen — nach Hundecart einzuziehen und mehr Bocksprünge und Kurven einzulegen, als es sachlich gerechtfertigt wäre. Man darf hier getrost von motorischen Extravaganzen sprechen, wie sie im Verhalten von Wildtieren nur selten vorkommen.

Die graziile Schwarzfersen- oder Impallah-Antilope zeigt gleichfalls Uebertreibungen der Fluchtreaktion, die als Luxus gedeutet werden. Was sich aber beim Topi gewissermaßen in der Waagrechten austobt, das macht sich bei der Impallah in der dritten Dimension Luft. Es ist die Antilope, die gegebenenfalls über ein Auto hinwegsetzt, die, wenn sie erschrickt, zuweilen fast an Ort phantastisch, völlig ungerichtet in die Höhe springt oder dann Sätze von 12 m Länge ausführt.

Im Parc National de la Kagera, der im Mandatgebiet östlich des belgischen Kongo liegt, beglücken Rudel rundlicher Grantzebras den Naturfreund. Stockkonservativ halten sich die Rudel der prachtvollen Tigerpferde mit erstaunlicher Zähigkeit in ihrem Territorium auf, folgen wenn möglich ihren genau 30 cm breiten Wechsellinien und suchen zur Haarpflege — und vielleicht auch einfach, weil es angenehm ist — immer wieder dieselben Termitenstöcke auf, um sich daran ausgiebig und wohligh zu scheuern, bis einzelne Zinnen dieser malerischen Zementburgen völlig glattpoliert sind.

Trotz aller Vorsicht fallen immer wieder einzelne Zebras, ebenso wie ihre Leidensgefährten, die Antilopen und Warzenschweine, den nächtlichen Ueberfällen von Löwen zum Opfer. Am Morgen zeigen Scharen von Geiern, die in kürzester Zeit auf geheimnisvolle Weise aus dem Aether zusammengeströmt sind, die Stätte der raschvergessenen Katastrophe an und vertilgen, was die Hyänen übriggelassen haben.

Flüge von Rosenpelikanen ziehen in brausenden Geschwaderformationen zu ihren Fischgründen, an deren Ufer sie sich oft mit den weißbrüstigen Kormoranen mischen, mit Marabus, Ibissen und Schattenvögeln. Allgegenwärtig aber sind die friedlichen Kuhreiher, gleich anhänglich an Elefanten, Nashörner, Flußpferde und Büffel, auf deren Rücken sie sich mit Vorliebe für den ganzen Tag einrichten, um allerlei blutsaugende Insekten mit blitzschnell vorgeworfenem Schnabel wegzufangen und sich in der Abenddämmerung in hellen Scharen gemeinsam auf ferne, meist unbekannte Schlafbäume einzuschwingen.

14

Die wildreiche Ebene von Ruindi im Albert-Park.

15

Den ganzen Tag schon riecht es nach Löwen, aber leider kommt keiner aus dem Busch. Da — von weitem weiße Punkte. Kuhreiher. Es müssen Dickhäuter in der Nähe sein. Tatsächlich: in einem kleinen Tümpel liegen zwei Nilpferde (Hippopotamus). Nur Ohren, Augen und Nase sind über Wasser. Auf dem Kopf des einen aber steht prächtig ein Kuh-

reiher. Rasch Stativ mit Leica aufgestellt, möglichst nahe. Der um unser Heil bangende Schwarze steht schußbereit, schwere Brocken von Termitenhaufen als nicht ganz adäquate Munition in beiden Händen, dicht bei uns. Eines der Tiere taucht ganz unter, das andere kommt höher und höher. Aber der weiße Vogel bleibt.

16

Papyrus am Rutshurufluß, an der Route Ruindi-Rumangabo.

17

Nilpferdbulle nach dem Schlammbad. Ich freue mich, diesen dickbepflasterten Riesen endlich einmal ganz von vorn im Sucher zu sehen. Sein Pusten und Schmatzen ist nahe, er sieht uns natürlich, blinzelt dann und wann zu uns herüber, aber im Fressen läßt er sich nicht stören.

1

Die weit gedehnte Ebene des Garamba-Parks im nordöstlichen Zipfel des belgischen Kongo zwischen Dunga- und Garambafluß. Einziges Gebiet des belgischen Kongo, wo man dem weißen Nashorn (Breitmaul-Nashorn) und der Giraffe begegnet; ein Schutzgebiet, das für den Tourismus gesperrt ist.

2/3

Nach dem Passieren eines unübersichtlichen, von hohen Büschen durchsetzten Waldstückes überraschen wir schon am ersten Morgen einen Trupp Giraffen. Wir zählen neun, zwölf, vierzehn dieser Periskophäse, die sich sofort unruhig nach uns recken. Wenige Sekunden nur zeigen sich uns die sehr scheuen Tiere auf kurze Distanz, dann bewegt sich das Rudel in herrlich wiegendem Galopp, die Häuse weit vorgestreckt, über die flimmernde Steppe und verschwindet bald in einer tiefer gelegenen Senke.

4

Gegen zehn Uhr erspähen unsere Schwarzen auf einem leicht gewölbten, dicht bewachsenen Hügelkamm zwei ruhende Nashörner. Große Tiere in etwa 800 Meter Entfernung. Die Kolosse ständig im Auge behaltend, pirschen ein Schwarzer und ich uns durchs hohe Gras, jede Deckung benützend. Um in günstigen Windschatten zu gelangen, müssen wir einen großen Bogen beschreiben. Auf halbem Wege jedoch springen die Tiere auf, ziehen tiefer in das unübersichtliche Gelände und entschwinden ganz unseren Blicken. Wir müssen sie einholen. Den Bogen noch größer wählend, gelangen wir über eine offene Senke in dichteren Busch, Schritt für Schritt auf jedes Geräusch achtend. Da — der Schwarze dreht sich langsam um und gibt mir zu verstehen, daß die Tiere knapp vor uns liegen. Wo? Doch da bewegt sich wenig überm Gras etwas; es sind die sich fortwährend regenden Ohren eines der Nashörner. Es liegt. Hinter dem Busch rechts muß das zweite liegen. Ein Pfiff... und schon springt einer der Kolosse auf, steht noch teilweise verdeckt vor dem gelben Busch und horcht. Ich bin viel zu nahe, um das zweite Tier auch noch auf das

gleiche Bild zu bekommen. Aufnahme. Das Rhino, das das leise «Klik» des Verschlusses gehört hat, tritt hinter dem Busch hervor und steht gewaltig mit seiner ganzen Breitseite im Sucher. «Klik». (Den weißen Kuhreier unter dem Bauch des Tieres sah ich erst zu Hause auf der Projektionswand!)

5

Weißes Nashorn in seiner Umwelt. Garamba-Park. Von der imposanten Größe dieser Tiere kann man sich ein Bild machen, wenn man in Brehms «Tierleben» nachliest, daß sie eine Schulterhöhe von 2 Metern und eine Länge bis 4½ Meter erreichen können.

6

Abend am Dunga bei Nagero. Wer den Trier gesehen und gehört hat, vergißt ihn kaum wieder. Sein lautes, scharfes Pfeifen ertönt die lange Nacht hindurch. Wenn wir ihn nicht ganz vorsichtig anpirschen, rennt er unruhig und laut pfeifend ins nächste Dunkel.

Unsere Reise zu den Tieren des belgischen Kongo

Blätter aus dem Tagebuch von OTTO LEHMANN

2. MAI 1951. An Bord der SABENA-DC 6/00-AWU

Um 17.20 Uhr klettern wir, etwas sonderbare Fluggäste in unseren Tropenanzügen, über die bereitgestellte Treppe in den Bauch der mächtigen viermotorigen Maschine. Morgens um 10 Uhr haben wir in Kloten Abschied von Zürich genommen und harren nun hier auf dem Flugplatz Melsbroek bei Brüssel etwas fiebrig auf den Weiterflug. Commandant Jaspis dirigiert den 50-Tonnen-Koloß über die Startpiste, die Motoren donnern auf, südwärts fressen sich die Luftschrauben in den trüben Abend.

Die SABENA läßt erregbaren Gemütern nicht viel Zeit. Offenbar ist Beschäftigung eine gute Prophylaxe gegen Reisefieber. Eine ganze Anzahl Fragebogen, fünf an der Zahl, wenn ich nicht irre, werden ausgeteilt, und die fünfzig Passagiere kämpfen nun mit Monsieur le Bureau. Inzwischen steigt die DC 6 auf eine Höhe von 5100 Metern. Das Saargebiet ist ziemlich bedeckt, und die hellgrauen Rauchschnüre, die von den gerade noch sichtbaren Hochöfen der tief unten liegenden Werke aufsteigen, lösen sich in leichten Dunst. Wir aber jagen in mächtige Kumuluswolken hinein, in bizarre Wattengebirge, grau-schwarz-weiße Wolkenballen, die mühelos bewältigt werden. Ohne die geringste Erschütterung zieht unsere Maschine darüber hinaus in einen klarblauen Abendhimmel. Geschwindigkeit: 445 Stundenkilometer. Heimatliche Gefilde werden sichtbar. Das Rheinknie von Basel mit seinen fünf Brücken. Wir traversieren die Schweiz. Im übrigen ist Geographie von oben nicht meine Sache. In jeder Bedeutung des Wortes: die Zeit vergeht im Flug. Die Schatten auf der Erde werden dunkler; aber auf unserer Höhe ist es noch nicht Nacht. Bei herannahendem Sonnenuntergang sind wir über den Alpen, einer bernsteinfarbenen Schnee- und Eiskette. Die Wetterhörner, Eiger, Mönch, Jungfrau, Finsteraarhorn, und schon zackt am Horizont, unter uns, die Pyramide des Matterhorns herauf. Die Straßenbeleuchtung der ersten größeren italienischen Stadt. Die Bordlichter brennen noch nicht. Die letzten, schwachroten Strahlen der untergehenden Sonne geben uns noch etwas Helligkeit. Das Nachtessen wird serviert, und ehe man sich recht klar wird, winkt Genua, westwärts; die nackten Rücken des ligurischen Apennins sind unter uns und die romantischen Buchten von Portofino

und Rapallo. Hart der Küste entlang streicht der stählerne Zugvogel. La Spezia im Lichterglanz, die ersten Scheinwerfer der Küstenleuchttürme wischen über die dunklen Wasser. Ehe man recht Ferne gesagt hat, liegt sie schon unter uns, entschwindet. Noch glaubte ich die leuchtende Straßenzeile von Massa di Marina, dicht am Strand, die weißen, gischtenden Schaumkämme zu erkennen, und schon blinkt ein Diadem herauf: Ostia, das römische Seebad. Sanft senkt sich die Maschine; einen weiten Bogen ziehen wir über Rom, überfliegen langsame, schleichende Spielzeugautos auf schnurgeraden Straßen, setzen auf die Piste auf. Eine Stunde haben wir Zeit. Die SABENA offeriert Kaffee im Flugplatzrestaurant.]

Um 22 Uhr bohren wir uns hinein in eine samtschwarze Finsternis, entschwinden der Erde. Noch zwei, drei Leuchtfeuer, und dann hängen wir im Dunkel auf über 5000 Metern Höhe. Keine Bodensicht mehr. Der Kapitän löscht die Lichter im Mittelgang, wünscht «gute Nacht». Die Passagiere hüllen sich in die Wolldecken. Wir klappen die Rücklehne unseres Sitzes nach hinten und versuchen zu dösen. Wenn wir erwachen, sind wir über Afrika, dem langersehnten Kontinent. Diese Vorfriede läßt mich nicht einschlafen. Ich weiß, es ist sinnlos, immer wieder in die Nacht hinauszuschauen. Schließlich fällt mein Kopf vornüber.

4. MAI 1951. Mit einer SABENA-DC 3 von Leopoldville nach Stanleyville

Ein Priester, großgewachsener Mann in weißer Soutane, goldenes Kreuz an ebensolcher schweren Kette, fliegt mit bis Boende. Sein Kirchsprengel, wenn man dem mächtigen Areal so sagen darf, zieht sich über Hunderte von Quadratkilometern. Drei, vier, sechs Wochen Pirogenfahrt auf Nebenflüssen des Kongo zu den verlorenen Außenposten, den Missionsstationen «behind God's back». Kein sehr einfaches Leben, aber mit innerer Größe und Selbstverständlichkeit geführt, die alle Achtung abnötigt. Wieder dasselbe Gesicht des Waldes. Keine Bodenerhebungen, braune Flüsse, Ruki, Buzira, Tshuapa, in der grünen Weite aufsteigender Rauch, Rodungen, kleine Tonsuren mit vereinzelt Hütten, palmblattgedeckt

oder mit Strohkappen, dann wieder ein Viereck: der Flugplatz von Boende. Fünfzehn Minuten Aufenthalt. Negerbuben hocken auf den Bäumen, an der Umzäunung kauern Frauen und Männer, Eingeborene natürlich, mit nichts als schwarzer Haut bekleidet, schnattern, gestikulieren und dünsten aus. Das aber mit Inbrunst.

Ein Belgier, der mit seiner Frau, einer Waadtländerin, bereits den zweiten Terme von drei Jahren absolviert, begrüßt uns. Mit der sichtbaren Freude, einmal wieder andere Gesichter zu sehen. Er erwartet genau so wie die Neger das Ereignis der Woche, die Landung des Flugzeuges. Das mag die einzige Zerstreuung sein neben dem mäßigen abendlichen Trunk. — Das habe ich bereits gemerkt: die Belgier sind im allgemeinen nicht sehr exzessiv im Alkoholgenuß hier draußen. Viel bietet ein solcher Ort an sich nicht. Der Siedler ruft uns eine der Negerfrauen heran, placiert sie uns vor dem Objektiv. Ich muß es bekennen, irgendwie erscheint mir die Frau, die nichts auf sich trägt außer einer bescheidenen Schmuckkette aus Glasperlen und einem kleinen Rindentuch um die Lenden, natürlicher als die angezogenen Männer und Burschen, die Evolués, in ihren zerschlissenen europäischen Fetzen. Einen durchaus anderen, netteren Eindruck als die Männer machen die Frauen in den farbig bedruckten Kattunkleidern, trotz der oft geschmacklosen Sujets. Immerhin tun sie der Anmut und der Würde der farbigen Frauen keinen Abbruch. Mit einer großartigen Selbstverständlichkeit tragen sie diese Stoffe, und die Kitschigkeit fällt auf die Erzeuger der Tücher zurück. Der tänzerisch-vollendete Gang bei Männern und Frauen ist eine wahre Augenweide.

Wie plump ist dagegen — in den meisten Fällen — unser Gang. In dem ihren liegt die Geschmeidigkeit der Katze, gleitend, wild, fremd und stolz.

10. MAI 1951. *Gangala-na-Bodio*

Capitaine-Commandant Marc Micha, der Weltflüchtige, der diesem Lande Verfallene, vor allem der Europamüde, steht vor seinen Häusern. Das Geräusch unseres Motors hat ihn vor die Tür getrieben, und er weiß, daß wir irgendwann am Abend einmal antrudeln werden.

Rasch ein paar Anweisungen, die Boys tragen unser Gepäck in eine Rundhütte auf einem schön gerodeten, sauberen Platz. Ein Lehm- und strohgedeckt. Schnell etwas Wasser über den Kopf, und nun sitzen wir im grellen Licht einer Petrolvergaserlampe auf der offenen Veranda. Termiten schwärmen, zerplatzen mit einem kleinen Knall am heißen Glas. M. Micha hat Bier bereit, schönes, klares, sehr kühles Bier. Im anstoßenden Raum brennen die Petrollichter unter einem mächtigen Eis-schrank. Luxus? O nein, wichtigstes Haushaltrequisit hier. Wir essen, trinken Kaffee, richten unsere Grüße aus von Europa. Dann erzählt M. Micha reizende Tiergeschichten, Märchen, wie er sie mit viel Beharrungsvermögen und unter Aufopferung seiner Nachtruhe von einem alten Negerbarden vorgesetzt bekommt, der ihn ab und zu besucht. Die Abende sind lang und einsam hier draußen. Diese Märchen, von einer großartigen Beobachtung zeugend, gut erzählt, legendenhafte Fabulierkunst, mit einem hübschen Schuß exakter Tierbeobachtung und tierpsychologischer Ausdeutung, halten uns lange wach. Immer wieder bitten wir M. Micha um neue Geschichten, und nie ist er verlegen. Reizend, wie M. Micha zu diesen Geschichten kommt, und belustigend für uns, welches Maß an Geduld er aufbringen muß, bis ihm der Häuptling, mit viel Abschweifungen, ein kurzes Histörchen, so wie sie an den Lagerfeuern der Schwarzen berichtet werden, erzählt hat. Es versteht sich natürlich, daß M. Micha nicht ohne Gegenleistung zu diesen Geschichten kommt, die er getreulich aufschreibt. Der schwarze Sänger liebt Bier, Bier, wie die Musungus, die Weißen, es fabrizieren; die Zunge wird so locker davon. Meist aber geht der Weiße mit diesem Getränk weit sparsamer um, als der Häuptling es gern sieht, und so zieht man seine Geschichten eben in die Länge. Man hat ja Zeit.

Eine kleine Episode will ich festhalten, die mit diesen Geschichten zusammenhängt. Eines Abends ist der Erzähler wieder bei M. Micha. Leider aber kein Bier. Zu dumm. Der nächste Laden ist 184 Kilometer entfernt, und (ein Unglück kommt selten allein) der Kommandant hat kein Vehikel

zur Verfügung, es ist in den nächsten Tagen auch nicht abkömmlich — und so sitzen sie nun beide buchstäblich auf dem Trockenen.

Das paßt nun dem Häuptling, dem verrunzelten alten Männchen, der sicher den ganzen Tag bereits im Vorgenuß geschwelgt hat, gar nicht. Aber M. Micha kann nicht hexen. Nun kommt der Alte langsam mit einem Vorschlag. Ob M. Micha bereit wäre, falls er innerhalb von zwei Tagen einige Flaschen Bier herbrächte, brüderlich und redlich mit ihm zu teilen? — Warum nicht? Erstens ist M. Micha von der Unmöglichkeit überzeugt, daß innerhalb von zwei Tagen, ohne Auto, dieser Transport durchzuführen ist, und wenn doch das Unmögliche möglich werden sollte, was kann ihm denn schon Schlimmes dabei passieren? Lachend geht er auf den Handel ein — und denkt ein paar Minuten später schon nicht mehr daran.

In der Nacht beginnen die Trommeln ihre Rhythmen in das Dunkel zu klopfen. Es fängt an in der nahen Negersiedlung, dann kommt von fernher die Antwort, die entfernte Baumtrommel gibt die Botschaft weiter, und nach zwei Tagen, beim Einbruch der Dämmerung, sind zwei Kisten Bier im Hause M. Michas. 184 Kilometer Trommelweg in wer weiß wie wenigen Minuten, und 184 Kilometer Transport auf Wegen, Wech-seln und Straßen in zwei Tagen. Der Kommandant ist weiß Gott kein Bleu, kein Neuling in diesem Land, wie wir es sind, und dieser überzeugende Beweis der Trommel-Nachrichtenübermittlung erstaunt ihn, sicher nicht weniger als es uns überrascht, davon zu hören. Warum soll er seinem Negerfreund das Vergnügen nicht machen, den Hopfensaft glasweise bei ihm zu trinken? Würde er ihm die ganze Kiste sofort überlassen, morgen wäre sie leer und der Neger voll. Das brächte wenig Geschichten.

Spät, aber von einem unglaublichen Glücksgefühl durchdrungen, schlüpfen wir unter die Moskitonetze in der Rundhütte. Zum ersten Male in der Brousse. Herrlich schön! Ganz in der Nähe fließt der Dungu. Der Himmel über uns eine tiefdunkle Kuppel, mit Sternköpfen beschlagen. Das Kreuz des Südens, fünf goldene Nägel vor dem Tor der Unendlichkeit; am nördlichen Horizont, gerade noch sichtbar, der Große Bär. Westwärts zuckt ein phantastisches Wetterleuchten über scharfgeränderten schwarzen Wolken türmen.

Vom Dungu herauf dringt das Quarren der Frösche zu uns ins Haus, ein tausendfaches Grillenzkonzert im Zitronengras, der Schrei eines Nachtvogels, geheimnisvoll, beruhigend und doch wieder von einer längst geahnten, seltsamen und tröstenden Fremdheit. Lange schlafen wir nicht. Wir warten auf das Heulen der Hyänen. Vergebens. Vor der canevas-bezogenen Fensteröffnung, zehn Meter von der Hütte entfernt, brennt ein Feuerchen. In seinem Flackern die Silhouette des Garde, die Lanze neben sich eingesteckt. Er schläft Wache. Il dort la sentinelle. Einen leisen, leisen Schlaf. Hier streunen nachts die Flußpferde, die Elefanten, das Breitmaul-Nashorn und die Löwen. — Im Licht unserer Laterne haben wir eine breite Tatzenspur gesehen. Was soll es uns beruhigen? Die Wache ist ja da. Schläft. Il dort la sentinelle. Aber ganz leise. Und das kleine Feuer brennt die ganze Nacht. Es zu erhalten, wacht er immer wieder auf.

15. MAI 1951. *Nagero*

Nachmittags sind wir gezwungen, im Haus zu bleiben. Gegen Abend kommt der Kurier aus Gangala-na-Bodio, bringt Post für Commandant Micha, der uns hierher begleitet hat. Unter anderem ein rührendes Briefchen. Hier ist es zuerst einmal in der Sprache des Landes, von der wir immer noch herzlich wenig verstehen, so sehr wir uns auch darum bemühen:

«Monsieur Mon Commandant, Mission Nagero. Nbote mingi nayo kasi likambo Mabe anzali avate nu mboke nabisu kasi Ngai natindi biloko Moke na hamondele batikaki na ndako likambo Mosusu anzalite Monoko na mgai asiri buyo.

Exp. Caporal Maganda à Gangala-na-Bodio.»

Und das heißt:

«Mein Kommandant, Mission Nagero. Zuerst Grüße an Dich. Von hier gibt es nichts Ungutes zu melden. Im Dorf ist alles in Ordnung. Ich sende einen kleinen Gegenstand, den die Weißen in ihrem Haus vergessen haben. Sonst nichts Neues. Mein Brief ist zu Ende.

Maganda, Korporal in Gangala-na-Bodio.»

Ein rührender Brief und ein noch rührenderer Gegenstand. Auf dem Fenstersims unseres Rundhauses in Gangala-na-Bodio habe ich eine kleine, blaue, längliche Schachtel, ein nichtsiges Dingelchen, vergessen, in das meine Rasierklingen eingepackt waren. Das Schächtelchen habe ich absichtlich dort liegenlassen, da es leer war. Das bringt ein Bote mir über 40 Kilometer zu Fuß. Und da gibt es Menschen, die behaupten, die Neger seien diebische Elstern. Nun, ich will mit diesem kleinen, für mich sehr rührenden Beispiel durchaus nicht verallgemeinern. Der Korporal in Gangala ist ein Prachtsexemplar. M. Micha hatte versprochen, ihm, sobald er lesen und schreiben könne, den Korporalsrang zu verleihen. Innert drei Monaten hat der Bursche es so weit gebracht. Ich habe mir den Brief ausgebeten, und ich darf behaupten, die Buchstaben dürfen sich sehen lassen.

20. MAI 1951.

Zwischen Makala und Andoga, auf unserem Rückweg nach Irumu, spielen wir die Lebensretter. Wir haben auf einer wackligen Brücke den Iturifluß überquert, lange schon auf der Suche nach einer Bananenplantage. Einige wenige Konserven haben wir in Watsa eingekauft, sind nun aber bar jeglicher Lebensmittel. Bananen könnten uns helfen. Linker Hand ist ein Maisfeld. An einem Stock, der prallen Sonne ausgesetzt, baumelt eine Landschildkröte zwischen Himmel und Erde. Weit und breit kein Mensch. Ein Neger wird sie gefangen haben und hat sie für die Rückkehr bereitgestellt. Wir können diese Tierquälerei nicht sehen, schneiden die Liane durch und befreien das Tier aus seiner mißlichen Lage. Ohne Entschädigung aber können wir den Neger, der das zappelnde Biest da aufhängt, auch nicht lassen. Kilimbazo meint, fünf Kongofranken wären wohl richtig, und so legen wir denn den Geldschein, von einem Stein beschwert, neben den Stock. Die Schildkröte Joachim kommt zu Eulalia, der Ente, die bereits hinten auf dem Wagen in einem engen Körbchen steckt und die unserem Chauffeur gehört. Sehr subtil gehen sie mit den Tieren nicht um, diese Neger.

25. MAI 1951. *In der Fischerei Kiavinionge am Eduardsee. Nach dem Einnachten*

Die Hütten des Dorfes — Rundhäuschen aus roter Lehmerde mit Stroh und Palmwedeln überdacht — stehen schön ausgerichtet in drei Reihen nebeneinander. Ungefähr in der Mitte des Dorfes ist Platz ausgespart für eine Tanzfläche, unter freiem Himmel natürlich. Ein mächtiges Feuer flackert, brennt, rußt und erhellt gespenstisch den Ring der Tanzenden, den wir jetzt betreten. Das ganze Dorf ist versammelt. Ein Vortänzer beginnt ein Lied, Männer, Frauen, Kinder, alle fallen in den Refrain ein. Anfänglich stören wir etwas, es kommt keine rechte, laute Festfreude auf, aller Augen sind auf uns gerichtet, weiße Reflexe aus schwarzen Gesichtern. Einzig der Mann an dem Tamtam ist ganz Hingabe, Verzückung, Ekstase. Er ist über seine Trommel gebeugt, er schlägt sie mit beiden Händen, jeder Muskel seines kräftigen Körpers ist angespannt, der Kopf ist nach rückwärts geworfen, hart in den Nacken gedrückt; die Augen sind geschlossen, seine Hände schlagen das Büffelfell. Am Boden neben ihm sitzt ein anderer Dorfbewohner, ein Stück rostigen Wellblechs vor sich, das er mit zwei Stäbchen bearbeitet, der geborene Schlagzeuger. Ein kleiner Bub, vollkommen nackt — die Arbeiter der Fischerei tragen weiße, zerlumpte Pullover und ein kurzes blaues Höschen — schüttelt ein viereckiges, geflochtenes Schilfkörbchen, mit Erbsen, Bohnen oder Steinchen drin, einen Klang erzeugend ähnlich der Bomba der mexikanischen Orchester.

Das Feuer ist außerhalb des Tanzringes. Um die Musikanten gruppieren sich jetzt Sänger und Tänzer. Kein Mann berührt eine Frau, keine Frau einen Mann. Satt hintereinander tanzen sie in synkopischen Tanzschritten im Kreis herum, zum Klange des tobenden, klatschenden und rasselnden Orchesters, Männer, Frauen, Kinder. Bekleidete, Unbekleidete, spärlich Bekleidete, was tut's? Hier gibt es weder Garderobengeheimnisse noch Sorgen. In die emphatischen Gesichter zu blicken, ist ein einzigartiges Schauspiel. Alle Stufen der Empfindung, von stiller, in sich versunkener

Glückseligkeit bis zum Ausdruck vollkommener Raserei und Aufgelöstheit, sind zu erkennen. Dann und wann hört ein Tänzer aus momentaner Erschöpfung auf, tritt aus dem Ring in die Masse der Zuschauer, verschnauft ein Weilchen und urplötzlich packt es ihn erneut mit unwiderstehlicher Gewalt...

Man einigt sich auf den Tanz der Fischer auf dem Eduardsee. Ein alter Tanz, den diese Leute schon getanzt haben, bevor die Fischerei hierherkam. Denn immer ernährten sie sich hier von Fisch, wenig von der Jagd, noch weniger von Ackerbau. Die einseitige Ernährung hat denn auch oft zu Krankheiten geführt. Jetzt aber sorgt der Fischereidirektor dafür, daß neben der Fischküche auch Fleisch und pflanzliche Kost verabfolgt wird. Der Gesundheitszustand der Leute ist großartig.

Der Trommler schlägt einen rasenden Rhythmus, der Blechbearbeiter setzt ein, und eine Linsala mischt sich schüchtern dazwischen mit einer Art Melodie, die nie ganz rund wird. Wenigstens nicht für unsere Ohren. Fünftonmusik. Die Linsala: ein Instrumentchen mit einem Resonanzboden, ein ausgehöhltes Holzstück, oft ein Kürbis, und Stahlfedern, leicht gebogen, von verschiedener Länge, drei bis sieben Zentimeter lang, die Tonstufen werden mit den Daumen angeschlagen, in Schwingung versetzt und durch den Resonanzboden verstärkt. Man muß sich dem Instrument schon nähern, um es zu hören. Im überdröhnenden Lärm des Tamtams gehen seine schüchternen Klänge leicht verloren. Tanz der Fischer in Kiavinionge. Frauen, Männer und Kinder trippeln in kleinen Schritten den Ring ab. Gestraffte Beinmuskeln, der ganze Oberkörper ist versteift und wird vom Schultergürtel aus durchgerüttelt. Nun springt mit einem elastischen Hochsprung der Vortänzer in den Ring, sucht sich ein paar Männer aus, und jetzt wirft er, immer singend, seine Hände in die Höhe, die Männer tun es ihm gleich, und tänzerisch wird dargestellt, wie das Netz ausgeworfen wird in den See. Einige Männer mimen das Schlagen der Ruder, die das Boot im Gleichgewicht halten und gleichzeitig langsam vorwärtstreiben, und Männer und Frauen zeigen mit den Armen das Schlagen der Fische, das Zucken ihrer Leiber, wenn sie sich in den ausgeworfenen Netzen verfangen. Nun wird von drei Gruppen das Einholen der Netze dargestellt, das Schlagen der Ruder und das Zucken der Fische im übervollen Netz. Mit einem Schrei der Lust und Lebensfreude reißt das Spiel ab, und alle Männer gehen tief in die Knie und rudern mit ihren Pirogen in gleichförmigen raschen Ruderschlägen dem Ufer zu. Dabei machen die Frauen nicht mit, sie tanzen indessen im Kreis herum, unbeteiligt. Bis sich die Männer wiederum mit dem Tanzkreis der Frauen vereinen. Emil schwitzt vor Blitzlichtarbeit und Begeisterung, ich mache Tonaufnahmen, Spule um Spule.

27. MAI 1951. *Am Fuß des Ruwenzorigebirges*

Wir fahren auf einer Anhöhe, und der Eduardsee ist gut zwei Kilometer entfernt und mindestens hundert Meter unter uns. In der Regenzeit mag die Mulde da unten sicher mit Wasser getränkt sein. Auf dieser recht ausgedehnten Fläche weidet eine Herde Büffel, weit über hundert Exemplare. Einige Kühe liegen in der Suhle, Jungtiere neben ihren Müttern und dem Abhang zugewendet. Dicht am Rande eines Gehölzes, das sich vom Seeufer her landeinwärts zieht, eine Seitenlänge von 600 bis 700 Metern hat und eine Breite von knapp 100 Metern, steht ein einzelner, aber kapitaler Stier Wache. Christiaens, der Conservateur Adjoint des Albert-Parks, fährt auf seinem Lastwagen voraus, stoppt, deutet mit der Hand nach unten, und wir schließen langsam auf, halten ebenfalls an und nehmen das Bild unter die Feldstecher. Wir entschließen uns, den Hang hinunter zu gehen bis an das kleine Gehölz und uns, gedeckt durch die Büsche, an die Herde anzuschleichen.

Der steile Hang ist zeitweilig tief ausgefressen, der Boden weggeschwemmt und das nackte Gestein wird sichtbar. Eine unglaubliche Regen-Erosion macht sich da bemerkbar. Die trockenen Gräser geben, wie fast immer, wenn man durch die Steppe zu Fuß streicht, ihre mannigfachen Samen an unsere Wollsocken ab, da wir uns nicht bequemeren kön-

nen, Broussestiefel anzuziehen, die sicher in diesem Gelände viel Vorteil bringen. Langsam und vorsichtig kommen wir auf das Seeniveau hinunter. Die ausladenden Kandelabereuphorbien haben hier einer hochwüchsigen, langstämmigen Wolfsmilchart Platz gemacht. Aus der Ferne sah es aus, als ob Palmen hier stünden. Vom See her nähern wir uns dem Gebüsch, das immerhin seine vier bis fünf Meter hoch ist. Wir tauchen ein in die dornengeladene Umgebung. Wie stark es hier nach Büffeln riecht. Die Tiere müssen erst vor kurzem noch im schützenden Dickicht gelegen haben. Es hat einige ausgetretene Wechsel, dann wieder Sackgassen, wenn ich so sagen darf, mit einer Ausweitung am Ende einer dichten Dornenwand, und es ist deutlich zu sehen, daß hier einer oder gar mehrere Büffel im Schatten gelagert haben. Die Schweißfliegen, die sich hier auf dem Dung gütlich tun, erhöhen keineswegs das Vergnügen, diesen Wildkühen und -stieren nachzuschleichen. Mit etwas viel Vorstellungskraft begabt, stelle ich mir immer vor, irgendwo aus einer dieser Sackgassen (wir sehen ja keine drei Meter weit) könnte ein Büffel vortreten, der sich sicher um die Dornen weit weniger kümmern würde als wir selber. Die Situation wird für mich um so mulmiger und unangenehmer, als M. Christiaens jeden Augenblick, bevor er an einem dieser vielfach gewundenen Wechsel, die manchmal rechtwinklig abbiegen, um die Ecke geht, mit gebieterischen Gebärden Ruhe heischt, obwohl seit Minuten keiner mehr ein Wort gesagt hat und wir zuweilen kaum mehr wagen, anständig zu atmen. Irgendwo müssen sie ganz in der Nähe sein. Aber die Dornbüsche verwehren uns den Blick auf die Ebene.

Außerdem ist es auch noch zum Sieden heiß.

Wenn es wenigstens einen anständigen Baum in der Nähe hätte, den man zur Sicherheit erklettern könnte. Aber es ist eben nie alles beisammen.

Wir winden, drehen, drücken, drängeln und schlängeln uns durch das Dickicht mit dem Wunsch, erstens bald die Büffel zu sehen und zweitens wieder ein Blickfeld vor uns zu haben, das wenigstens einige Meter weit reicht. Endlich kommen wir auf eine kleine Lichtung. Unsere Augen brennen, nicht nur der Lichtfülle wegen, sondern auch weil uns von der Stirne, ganz nach Schillerscher Vorschrift, heiß der Schweiß hinunterträufelt. Eine Lücke tut sich auf gegen den See hin und gegen die Suhlen, Moräste und Tümpel. Der Wind ist wenigstens günstig. Er weht von der Herde her zu uns. Nicht sehr weit, vielleicht zwanzig Meter, steht ein Stier; es muß derselbe sein, den wir von oben her beobachtet haben. Er kann uns nicht gesehen und noch weniger gehört haben. Jetzt dreht er sich langsam von uns weg. M. Christiaens sucht nach Waffen, nimmt einen Stein vom Boden her, wortlos, und ich finde diese Maßnahme äußerst nachahmenswert. Auch ich bewehre mich. Ich beginne, während sich Emil so stellt, daß er bestmöglichen Blick auf die Herde hat, die Gesellschaft zu zählen. Genau gelingt es mir nicht; aber es sind, wie ich schon vom Sträßchen her mutmaßte, weit über hundert Stück. Braune Madenhacker turnen auf den stehenden und liegenden Tieren herum. In der Suhle, zwei Büffel liegen bis zum Hals in der lehmigen Sauce, sind auch vier Warzenschweine, unbehelligt von den Wildrindern.

Jetzt hat uns der Wächterstier gesehen. Er wendet auf der Hinterhand, eine vollendete Zirkuspirouette, senkt seinen Kopf und bleibt erhobenen Hauptes etwa zehn Meter vor uns stehen. Dann donnert er in einem leichten Bogen an uns vorbei, und im selben Augenblick ist auch die ganze ruhende Herde in Bewegung. Ein hundertfältiges Dröhnen von Hufen. Nicht sehr lange. 500 Meter vielleicht von uns weg kommen sie wieder zum Stehen, die Blicke richten sich nach uns, der Wächterstier übernimmt seine Stellung, und die Herde tut sich wieder nieder. Die Warzenschweine haben sich seewärts verzogen, die Pinselschwänze hoch in die Luft haltend.

Jetzt, da sich die Herde abgesetzt hat, können wir ruhig wieder die Anhöhe zu unsern Wagen erklettern. Auf der Ebene vor uns, die keine Anschließmöglichkeiten mehr bietet, hat es keinen Sinn mehr, die Tiere zu verfolgen. Die Bilder haben wir.

12. JUNI 1951. *Ruhengeri*

Wir fahren durch das Protektorat Ruanda-Urundi, und zwar zunächst durch den nördlichen Teil. Ein bezauberndes Land. Nicht eigentlich das, was man sich unter Afrika vorstellt. Eine verschwenderische, nicht endenwollende Hügellandschaft. Wir haben Proviant für zwei Tage bei uns, da wir nicht damit rechnen können, die 250 Kilometer in einem Tage zu meistern. Es wurden uns böse Geschichten von der Beschaffenheit der Straße gemeldet. Das nächste Hotel ist bei Kilometer 65, ab Kisenyi gerechnet, und dann ist es aus mit allen Rasthäusern. Ruhengeri, so heißt der Ort, zugleich Zollstation nach dem Uganda-Territorium und Abzweigstelle nach Tanganjika, liegt zu nahe, um schon haltzumachen. Wir rechnen damit, bis zu dem sehr hoch gelegenen Biumba auf etwa 2300 Meter zu kommen, da dort eine Gite sein soll, die Reisenden zur Verfügung steht.

Die Ueberraschung des Tages waren aber die wirklich guten Straßen, die neueren Datums sind und noch keine ausgefahrenen Geleise haben, so daß wir ein sehr hübsches Tempo vorlegen konnten. Wir kommen voran.

20. JUNI 1951. *Costermansville*

Wieder die Fahrt über tausend Berge. Gegen 18 Uhr, kurz vor dem Eindunkeln, wechseln wir vom Ruanda wieder in den Congo Belge hinüber, überqueren den Ruzizi-Fluß und sind in Costermansville, der aufblühenden Stadt an den Buchten des Kivusees. Ein fulminantes Stilgemisch von Häusern. Jeder scheint hier zu bauen, wie es ihm gerade einfällt. Die Kathedrale sieht aus wie ein Mittelding zwischen Hauptbahnhof, Markthalle und Peterskirche in Rom. Ich kann es nicht schön finden. Wir haben nicht mehr das Gefühl, in Afrika zu sein. Hier in Costermansville ist Europa unter einem andern Himmel.

21. JUNI 1951. *Costermansville*

Ruhetag. Ich sitze ein wenig an der Schreibmaschine; dann ein Spaziergang. Der Himmel ist grau und wolkenbehangen, der Horizont ebenfalls hinter Wolkenschleiern. Wir sind eben zu Beginn der Trockenzeit angelangt. In unsrer leichten Bekleidung fröstelt es uns. Post ist da; auch von zu Hause.





Die letzten Aufgaben liegen vor uns. Die Plätze der SABENA sind gebucht und in Ordnung. Morgen können wir fliegen.

Wir gehen zum Coiffeur, einem Inder, der uns jedes Haar einzeln ausreißt, dafür aber eine Menge Geld verlangt.

Die Wäsche wird in Ordnung gebracht, Schuhe geflickt, verlorene Zahnbürsten ersetzt; wir fühlen uns körperlich wohl, beinahe kannibalisch wohl, nur seelisch sind wir nicht ganz up to date. Wir müssen das Land bald verlassen, und es wäre so viel noch zu sehen.

Am Morgen verabschieden wir unsern treuen, lieben Kilimbazo. Es fällt uns nicht ganz leicht. Ein prächtiger Bursche, der uns nur Gutes erwiesen und der uns in diesen sechs Wochen nie im Stich gelassen hat. Auch ihm ist nicht ganz leicht. Er möchte uns wohl selbst sagen, daß wir gut miteinander gewirtschaftet haben; aber er getraut sich nicht recht, vielleicht auch findet er nicht die richtigen Worte. Er reißt uns fast die Arme aus. Die paar Geschenke rühren ihn fast zu Tränen. — Vor der Hauptpost in Costermansville verläßt er uns, winkt noch lange; auch er fährt heimwärts.



-  Territorium Belgisch-Kongo
-  Besuchte Parkgebiete
-  Mit Auto befahrene Strecke (zirka 4500 km)
-  Mit der «SABENA» beflogene Fluglinien

EQUATEUR

COQUILHATVILLE

BOENDE

STANLEYVILLE

KINDU

LEOPOLDVILLE

LULUABOURG

Um die schweren Fernobjektive von der Auto-
brücke aus bedienen zu können und uns trotz
hohem Graswuchs in den Wildgebieten eine gute
Sicht zu ermöglichen, haben wir in den Werk-
stätten der Goldminen in Kilo nach eigenen Plä-
nen ein Stativ konstruieren lassen. Für alle Tier-
aufnahmen wurden die Leica und meistens
das 40-cm-Telyt (ausnahmsweise ein 80-cm-
Telyt) verwendet. Aufnahmen mit gewöhnlichen
Brennweiten wurden mit der schwedischen
Hasselblad-Spiegelreflexkamera ausgeführt.



Unser Redaktionsmitglied Emil Schulthess hat sich, begleitet von Otto Lehmann von Radio Basel, im Mai und Juni vorigen Jahres für das «Du» im belgischen Kongo aufgenommen und hat dort Tiere in freier Wildbahn photographiert. Das vorliegende Heft enthält einen Teil der bildlichen und berichterstattlichen Ergebnisse dieser Reise.

Tiere im belgischen Kongo

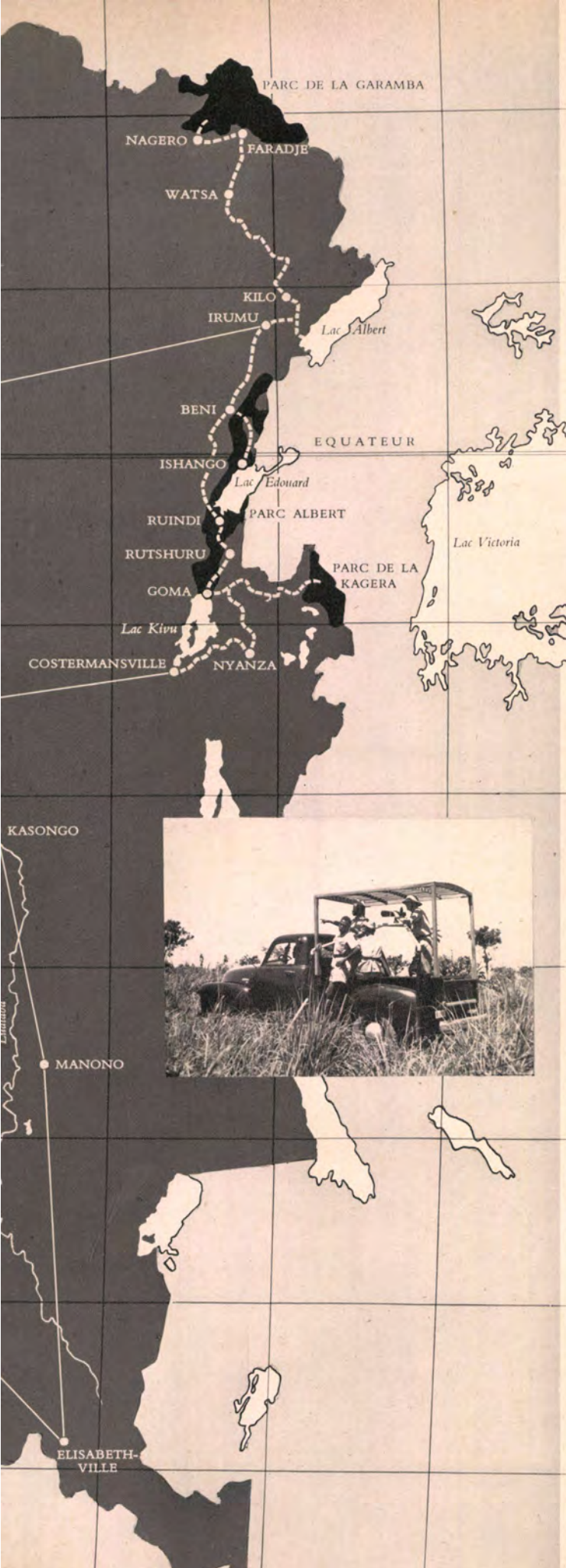
Ist es nicht der Traum jedes Bubens, einmal weit, weit weg auf fremden Pfaden durch hohes Gras zu pirschen, um wilde Tiere anzuschleichen und all den Ueberraschungen ausgesetzt zu sein, dem Neuen, dem Ungewissen und der Spannung der sich stets ändernden Situationen? Wer trägt ihn, diesen Wunschtraum, nicht in sich?

Es blieb nicht beim Traum, es wurde Wirklichkeit. Doch heute, beinahe ein Jahr nach unserer Kongoreise, da wir längst wieder mitten im täglichen Getriebe zwischen der vertrauten Stube zu Hause und der Redaktion stehen, können wir es kaum mehr glauben, daß wir während acht Wochen Elefanten, Büffeln, Nashörnern, Giraffen und Antilopen nachspüren durften. Und doch will uns scheinen, daß gestern noch die Lieben am Zaun des Zürcher Flughafens standen, uns mit dem Taschentuch den letzten Gruß winkend, während uns das Flugzeug bald weit über den Aequator hinaus entführte. Schon einen Tag später fuhren wir, mein Begleiter Otto Lehmann und ich, mit unserem schwarzen Chauffeur auf fremder Straße nordwärts, den großen Wildgebieten entgegen. Kurz vorher noch hatte man nächtelang Buch um Buch gewälzt, um herauszubekommen, wie man sich vor dem Wild zu verhalten habe, was für eine wichtige Rolle jeweils der Windrichtung zukäme — und wenig später sollte die Wirklichkeit zeigen, ob sich das Gelesene bewähren werde. Schon am ersten Morgen unserer Einfahrt in das Garamba-Gebiet begann es!

Capitaine-Commandant Micha, Konservator dieses Schutzgebietes, Otto und ich stehen mit drei Schwarzen auf der Brücke unserer Camionette. Auf der einzigen schmalen Piste geht's langsam Richtung sudanesischen Grenze. In diesen dem Tourismus verschlossenen Gebieten sind das Breitmaul-Nashorn (auch weißes Rhinoceros genannt) und die Giraffe anzutreffen. Aber wir müssen Glück haben, wenn wir welche zu Gesicht bekommen wollen, sagt M. Micha, er habe letzthin einen Amerikaner zu Gast gehabt, der vergeblich vierzehn Tage auf diese Tiere gelauert hätte. — Bereits sind wir eine halbe Stunde unterwegs. Außer einigen Antilopen in weiter Entfernung hat sich noch nichts gezeigt — ausgenommen die Perlhühner, die, keineswegs an Autos gewohnt, einfach vor dem Wagen stehenbleiben und dann, die längste Zeit unmittelbar vor ihm erschreckt dahinrennend, uns das Tempo diktieren. Ein Schwarzer zeigt plötzlich nach rechts — dort, hinter den Büschen, in nicht allzu großer Entfernung einige Kuhantilopen. Aber für eine Aufnahme sind sie doch zu weit weg. «Pirschen Sie die Tiere an», meinte M. Micha. Nie habe ich daran gedacht, daß ich mich vom Auto entfernen dürfte, denn das wird fettgedruckt verboten in den Bestimmungen für die andern zugänglichen Reservate des Kongo. Etwas

Photo oben: Nach der Landung in Irumu

unten: Camionette in Stellung mit Leica und 40-cm-Telyt



nachdenklich steige ich vom Wagen und krieche, mich stark bückend und so gut als möglich in Deckung bleibend, gegen die Antilopen vor. Das kleinste Geräusch in der vollkommenen Stille läßt mich den Atem anhalten. Endlich bin ich vorn, aber die Tiere haben mich bereits bemerkt. Rasch das Objektiv auf eine Astgabel (das Stativ habe ich im Camp zurückgelassen), aber üppiges Blattwerk verhindert freie Sicht — verschwunden sind die Tiere. Zurück zur Piste. Doch hat sich nicht beim Umdrehen dort drüben etwas bewegt? Ist's ein Steinblock? In dieser Gegend? Nein, es bewegt sich wieder — ein Horn, ein Nashorn. Regungslos bleibe ich erschrocken stehen, und blitzartig erinnere ich mich, daß in verschiedenen Büchern übereinstimmend zu lesen war, daß die Nashörner sofort in gerader Linie angreifen. So stand's geschrieben. Ich bemerke, daß das graugefleckte Rhinoceros mich noch nicht gewittert hat, daß es, den Kopf tief gegen den Boden gesenkt, fressend, Schritt für Schritt auf mich zukommt... Reicht's noch zum Wagen? In diesem äußerst gespannten Moment knackt's hart hinter mir. Kaum wage ich mich umzudrehen. Ein Schwarzer, einer vom Auto! Die auf der Autobrücke haben das Nashorn gesehen und wollten für meine Sicherheit einen Schwarzen schicken. Er lächelt. Warum, weiß ich nicht, vielleicht nicht zuletzt meiner Blässe wegen. Aber er will sogar noch einige Schritte näher gegen den Koloß, doch ich deute mit den Händen an, daß das Tier mir mehr als nahe genug ist und daß er sich bücken solle, damit ich das Fernobjektiv ihm auf den Rücken legen kann. Das mächtige Tier ist inzwischen so nahe herangekommen, daß der monströse Kopf schon den ganzen Sucher ausfüllt. Aufnahme. Augenblicklich wirft das Tier den Kopf hoch — es hat das Geräusch des Verschlusses gehört. Mir scheint die Spannung unerträglich. Wird es nun in «gerader Linie» auf uns zu rasen? Der Schwarze lächelt und zeigt seine weißen Zähne. Nach einigen Sekunden bewegungslosen, gegenseitigen Anstarrrens senkt das Tier den riesigen Kopf wieder und grast weiter.

Unsere Leser mögen mich entschuldigen, daß ich dieses erste Vis-à-vis so ausführlich beschrieben habe. Sie sollen aber nicht daraus schließen, daß wir dauernd in solchen Spannungen gestanden hätten. Nach einigen Begegnungen hatten wir dann bald heraus, daß den Tieren da vorn die Ruhe so viel wert war wie uns selbst, und daß das Einhalten einer vernünftigen Distanz ihnen gegenüber sich als der beste Schutz bewährte, standen wir doch auf der ganzen Reise vollkommen waffenlos vor den Tieren. Nicht die spannenden Erlebnisse sind es, die uns nach vielen Monaten wieder mit ganzer Macht nach jener fremden Erde zurückziehen, es ist vielmehr die herrliche, große Stille der Brousse, ihre Wirklichkeit, die Wahrheit des Unberührten und das selbstverständliche Sein dieser Geschöpfe in ihrer eigenen Welt, was jeden, der einmal dort war, mit tiefem Glück erfüllt.

Emil Schulken

Unsere Reise zu den Tieren des belgischen Kongo wäre nicht möglich und auch kaum so ergebnisreich gewesen, wenn nicht die Herren Van den Abele, Generaladministrator der Kolonie, Generalgouverneur Jungers und sein Presseattaché, ferner Professor V. Van Straelen, Präsident des «Institut des Parcs Nationaux du Congo Belge», sowie die Konservatoren der Garamba-, Albert- und Kageraparks und ihre Adjunkten, ferner Herr Professor H. Hediger in Basel und der Pressedienst der belgischen Luftverkehrsgesellschaft SABENA sich so hilfsbereit und unermüdlich für unser Vorhaben eingesetzt hätten. Belgische und schweizerische Siedler haben uns drüben mit ihrer nie versagenden Gastfreundschaft unterstützt und beglückt. Der Verlag hat angesichts der ungewöhnlichen Umstände einer Verdoppelung der üblichen Anzahl Farbseiten zugestimmt, und schließlich bedurfte es für die Drucklegung dieses Hefes des ganz besonderen Einsatzes unserer technischen Helfer. Allen, die solchermaßen zum guten Gelingen beitrugen, sprechen wir unsern herzlichsten Dank aus.

